

2. DER MARKT ALS HÖHERES WESEN: IDEALISTISCHE VERSUS REALISTISCHE WIRTSCHAFTSTHEORIEN

Innerhalb der Wirtschaftswissenschaften kann man zwei gegensätzliche »Denkstile« und Theorietypen unterscheiden, die idealistische und die realistische Ökonomie.

Im ersten Fall geht der Theoretiker von einem Idealzustand aus: Die ökonomische Interaktion von Menschen auf Märkten führt zu einem allgemeinen Gleichgewicht, das den effizientesten Einsatz knapper Mittel und den maximalen Nutzen gewährleistet. Man analysiert, welche Annahmen über Akteure und Markteffizienz nötig sind, damit eine solche Modelllösung möglich wird: Menschen werden als nur individuelle, nur rationale, nur eigennützige Wesen mit identischen Präferenzen und vollkommener Information »modelliert«.¹

Der Denkprozess ist deduktiv. Empirisch beobachtete Abweichungen vom theoretischen Optimum werden »theoriekonsistent«, also innerhalb der Logik des Modells, erklärt. Daher *muss* etwa Arbeitslosigkeit durch überhöhte Lohnkosten und/oder Regulierungen verursacht sein. Idealistische Ökonomen sehen sich als »wertfreie Wissenschaftler«, Abstraktion verdeckt ihr Erkenntnisinteresse, Mathematik verleiht den Schein von Objektivität.²

Als »realistische Ökonomie« bezeichne ich einen Denkansatz, der vom Konkreten ausgeht, die »Polaritäten« der Menschen als rationale und emotionale, individuelle und soziale, eigennützige und altruistische Wesen berücksichtigt und auf induktivem Weg Regelmäßigkeiten in ihren Verhaltensweisen und Interaktionen herauszufinden sucht. Auch in diesem Falle werden die Beobachtungen vorstrukturiert, doch ist das Wahrnehmungsraster beweglicher und weiter als in der idealistischen Ökonomie und daher offen für Neues. Realistische Ökonomen begreifen sich selbst nicht als wertfreie Wissenschaftler, weil sie wissen: Theorien verändern sich als Reaktion auf – »rätselhafte« – Entwicklungen in der Realität; haben sie sich durchgesetzt, verändern sie umgekehrt die Realität.

Der unübertroffene Meister der realistischen Ökonomie ist Adam Smith (siehe Kapitel 4). Andere große Ökonomen wie David Ricardo, Karl Marx, John Maynard Keynes oder Friedrich von Hayek folgen in manchen Bereichen dem idealistischen, in anderen dem realistischen Denkstil.³

Umwälzende Erkenntnisse werden immer auf realistisch-induktivem Weg gewonnen. Denn sie stellen Lösungen großer »Rätsel« dar, die nur gelingen können, wenn man aus den »eingeschliffenen Gedankenbahnen« ausbricht, sich in die Widersprüche zwischen der herrschenden Theorie und der Empirie vertieft und die »kognitiven Dissonanzen« nutzt, um sie in Impulse für das Neue zu verwandeln.

Das Wechselspiel zwischen Theorie und Realität prägt die langfristige Wirtschaftsentwicklung. So hat die Dominanz der idealistischen Gleichgewichtstheorie in den 1920er-Jahren zur nachfolgenden Depression beigetragen. Deren Erklärung durch die realistische Theorie von Keynes prägte die Entwicklung bis in die 1970er-Jahre. Seither dominiert wieder der idealistische Denkstil.

Das Marktdiagramm als Wahrnehmungsraster

Um den idealistischen Denkstil zu begreifen, muss man jenes Raster kennen, das Ökonomen zur Ordnung und Interpretation ihrer Beobachtungen verwenden: das Marktdiagramm. Es stellt gewissermaßen den »Grundschliff« der »neoliberalen Brille« dar. Mit ihm erklärt man die Veränderungen von Preisen und Mengen eines Gutes aus dem Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage. Der Marktmechanismus sorgt dafür, dass sie ins Gleichgewicht kommen.

Nachfrage- und Angebotskurven sind gedankliche Konstruktionen, die (hypothetische) Veränderungen von angebotener und nachgefragter Menge als Folge von (hypothetischen) Preisänderungen darstellen.⁴ Empirisch beobachtbar sind die Kurven nicht, sondern lediglich einzelne Tauschakte – ob sie zu Gleichgewichtspreisen erfolgten, weiß man nicht. Nur unter der *Annahme*, dass der Preis- und Konkurrenzmechanismus *allein* ausreicht, angebotene und nachgefragte Menge zum Ausgleich zu bringen, lassen sich Ungleichgewichte auf Abweichungen der tatsächlichen Preise von ihren Gleichgewichtswerten zurückführen.

Ist etwa eine Theateraufführung frühzeitig ausverkauft (die nachgefragte Menge übersteigt das Angebot), war der Eintrittspreis zu niedrig; bleibt ein Kinosaal fast leer, so war der Preis zu hoch; droht ein Obsthändler am Wochenendmarkt auf seinem Erdbeerangebot (teilweise) sitzen zu bleiben, so hat er den Preis zu hoch angesetzt (und senkt ihn gegen Verkaufschluss).

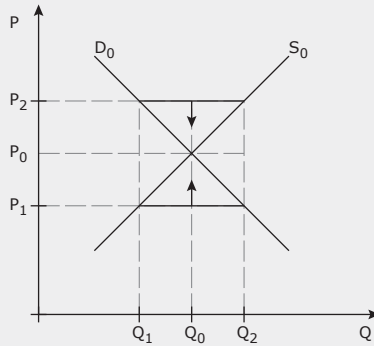


Abbildung 2.1 a): Das Marktdiagramm (Basendiagramm)

Abbildung 2.1 zeigt das Marktdiagramm von Nachfragekurve D_0 , Angebotskurve S_0 sowie Preis und Menge im Gleichgewicht (D und S stehen für »demand« und »supply«). Die Nachfragekurve hat fallenden Verlauf: Je niedriger der Preis, desto größer die nachgefragte Menge (ist die Kurve steil, so reagiert die Nachfrage auf Preisänderungen nur schwach, wie etwa jene nach Zigaretten oder Erdöl). Die Angebotskurve hat einen steigenden Verlauf: Je höher der Preis, desto mehr wird angeboten bzw. produziert (kurzfristig ist die Kurve steil, weil die Produktion nicht rasch auf Preisänderungen reagieren kann).

Im Schnittpunkt befindet sich der Markt im Gleichgewicht, und zwar bei einem Preis von P_0 und einer Menge Q_0 (angebotene und nachgefragte Menge sind gleich). Liegt der Preis darüber, etwa bei P_2 , dann ist die angebotene Menge Q_2 größer als die nachgefragte Menge Q_1 , das Umgekehrte gilt bei einem Preis unter dem Gleichgewichtsniveau. Die Konkurrenz zwischen Anbietern bzw. Nachfragern wird dann den Preis zu seinem Gleichgewicht treiben.

Innerhalb dieser erdachten Welt lassen sich Preis- und Mengenänderungen auf Verschiebungen der Nachfrage- bzw. Angebotsfunktion reduzieren, ohne dass man deren Ursachen kennen muss. Wenn Preise und (umgesetzte) Mengen steigen, dann *muss* die Nachfrage stärker geworden sein (die entsprechende Kurve hat sich nach rechts oben verschoben). Dahinter können eine höhere Kaufkraft der Konsumenten (als Folge von Lohnsteigerungen), eine erfolgreiche Werbekampagne oder eine Mode stecken. Gehen hingegen Preis und Menge gleichzeitig zurück, kann das nur daran liegen, dass die Nachfrage sinkt, sei es wegen nachlassender Kaufkraft oder

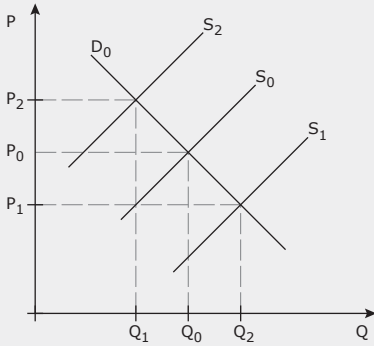


Abbildung 2.1 b): Angebotsverschiebung

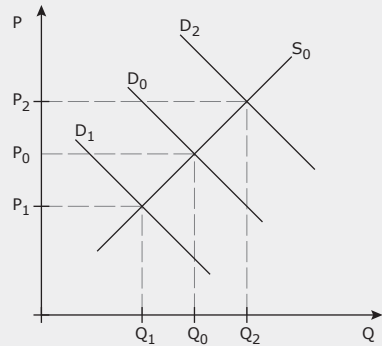


Abbildung 2.1 c): Nachfrageverschiebung

Veränderungen von Preisen und Mengen werden im Rahmen dieses Kreuzdiagramms interpretiert. Sinkt etwa ein Güterpreis von P_0 auf P_1 bei gleichzeitiger Erhöhung der umgesetzten Mengen von Q_0 auf Q_2 , dann *muss* sich die Angebotskurve nach rechts unten verschoben haben (von S_0 nach S_1 in Diagramm b von Abbildung 2.1 = Ausweitung des Angebotes). Steigt hingegen der Preis bei gleichzeitiger Umsatzreduktion, so *muss* sich die Angebotskurve nach links oben verschoben haben (von S_0 nach S_2). Dabei wird immer angenommen: Der Markt ist im Gleichgewicht (angebotene = nachgefragte Menge).

Steigt der Preis von P_0 auf P_2 bei gleichzeitiger Erhöhung der umgesetzten Mengen von Q_0 auf Q_2 , so *muss* sich die Nachfragekurve nach rechts oben verschoben haben ($D_2 > D_0$ in Diagramm c von Abbildung 2.1). Beobachtet man hingegen einen gleichzeitigen Rückgang von Preis und Menge, so *muss* die Nachfrage insgesamt schwächer geworden sein ($D_0 > D_1$). Wieder wird unterstellt, dass es sich um Gleichgewichtspreise handelt.

weil das Gut außer Mode kommt (die Kurve verschiebt sich somit nach links unten).

Die Angebotsfunktion verändert sich in Abhängigkeit von den Produktionskosten oder durch »Schocks« wie Naturkatastrophen oder Ernteschwankungen. Steigen etwa die Kosten oder kommt es zu einer Missernte, so verschiebt sich die Angebotskurve nach links oben, und der Schnittpunkt »wandert« auf der Nachfragekurve aufwärts. Umgekehrt gilt: Wenn ich steigende Preise und sinkende Umsätze beobachte, so muss sich die Angebotskurve nach links oben verschoben haben.

Das Marktdiagramm bildet das Fundament jedes Ökonomiestudiums und dient jedem Ökonomen als Orientierungssystem. Innerhalb dieser Denkwelt lassen sich Beobachtungen leicht zuordnen und erklären. Wenn etwa Griechenland weniger exportiert als importiert, dann müssen griechische Güter zu teuer sein und können am besten durch eine Abwertung verbilligt werden (daher sollte Griechenland die Währungsunion verlassen). Zu solchen Schlüssen regen Gedankenexperimente auf Basis des Marktdiagramms an. Dazu muss man freilich immer die Annahme *ceteris paribus* machen (»wenn alles andere gleich bleibt, dann ...«) – leider ist das in der Praxis nie der Fall.

Für eine detaillierte empirische Analyse der Entwicklungen auf konkreten Märkten ist das Marktdiagramm ungeeignet (und wird dafür auch nicht eingesetzt). Denn da die Analyse auf Mengen und Preise beschränkt ist, müssen alle auf einem Markt gehandelten Güter homogen sein, dürfen sich also nicht unterscheiden. Genau genommen könnte man beispielsweise nur dann von einem Markt für Mittelklasse-Pkw in Europa sprechen, wenn VW, Renault, Fiat etc. *dasselbe* Pkw-Modell produzierten. Dann würde sich reine Preiskonkurrenz entfalten – im Gleichgewicht kann es dann keinen Gewinn geben (sondern nur eine Rendite für das eingesetzte Kapital und gegebenenfalls einen »Unternehmerlohn« für Arbeitsleistungen des Unternehmers).⁵

Weil ein idealistisches Konzept für die Erklärung des Konkreten nicht taugt, verwenden Ökonomen das Marktdiagramm gewissermaßen nur »schlampig« als ein Wahrnehmungs- und Orientierungssystem, das (die erwünschten) Schlussfolgerungen »wissenschaftlich« fundiert.⁶ Da im Denksystem nur Preise und Mengen vorkommen, müssen Ungleichgewichte (Abweichungen von angebotener und nachgefragter Menge) durch »falsche« Preise verursacht worden sein (was wiederum darauf zurückzuführen sein muss, dass sich die Marktkräfte nicht frei entfalten konnten). Wendet man die Diagrammlogik – »mega-schlampig« – auf »den Arbeitsmarkt« an, dann folgt daraus: Die Ursache von Arbeitslosigkeit sind überhöhte Löhne. Die »Schlampigkeit« hat also Methode.

Seit den 1970er-Jahren wurde das Marktdiagramm (wieder) Universalinstrument zur Analyse von Entwicklungen nicht nur auf Einzelmärkten (Mikroökonomie), sondern auch in der Gesamtwirtschaft (Makroökonomie). Dies musste zu fatalen Fehlschlüssen führen, weil dann die *Ceteris-paribus*-Annahme gänzlich unhaltbar ist: Wenn etwa das gesamtwirtschaftliche

Lohnniveau gesenkt wird, sinkt notwendig auch die Kaufkraft und damit die Güternachfrage.

Auch die Verwendung des Marktdiagramms zu Erklärung des Zinsniveaus ergibt keinen Sinn: Die Gleichgewichtstheorie nimmt an, dass Sparen (Angebot an Finanzierungsmittel) und Investieren (Nachfrage nach Finanzierungsmittel) in der Gesamtwirtschaft durch den Zins in Übereinstimmung gebracht werden. Tatsächlich wird der Zins nicht auf einem Markt für Finanzierungsmittel bestimmt, sondern – im Wesentlichen – von der Zentralbank.

Die neoliberale Sicht der Arbeitslosigkeit

Das Problem der gesamtwirtschaftlichen Arbeitslosigkeit analysieren Mainstream-Ökonomen ebenfalls auf Basis des Marktdiagramms. Dies widerspricht allerdings dem neoklassischen Begriff von Markt, auf dem ja homogene Güter getauscht werden. Bei »schlampiger« Verwendung mag man von einem Markt für Automechaniker oder Lebensmitteltechniker sprechen, aber *einen* Markt *aller* Arbeitskräfte kann es nicht geben. Dennoch wird die makroökonomische Beschäftigungssituation als »Lage auf *dem* Arbeitsmarkt« angesprochen.

Ist in einem Land die Zahl der Beschäftigten kleiner als die aller Arbeitskräfte, besteht also Arbeitslosigkeit, so wird diese im Kontext des Marktdiagramms interpretiert: Die Nachfragekurve der Unternehmer wird als gegeben angesehen, es steht somit fest, wie viele (neue) Jobs entstehen würden, wenn der Lohn sinken würde. (Abbildung 2.1, Diagramm d).

Arbeitslosigkeit erklärt sich somit aus der Differenz zwischen der von Unternehmern nachgefragten und der von Arbeitnehmern angebotenen Arbeitsmenge. Ihre Ursache liegt darin, dass das realisierte Lohnniveau über dem Gleichgewichtsniveau liegt, etwa weil die Gewerkschaften überhöhte Lohnforderungen durchsetzen (womit sie den Arbeitslosen schaden, die bereit wären, zu einem »marktgemäßen« Preis zu arbeiten).

Der erste Schritt zur Besserung besteht dann darin, das Lohnniveau zu senken. Da Erwerbsfähige jedoch nur bereit sind, Arbeit anzubieten (aufzunehmen), wenn der Lohn höher ist als das Arbeitslosengeld oder Sozialleistungen, kann Arbeitslosigkeit nur durch »Strukturreformen« wie die »Agenda 2010« bzw. »Hartz IV« beseitigt werden: Man senkt die Sozialleistungen, schafft »atypische« Beschäftigungsformen, lockert den Arbeitnehmerschutz und die Verbindlichkeit von Tarif- bzw. Kollektivverträgen: Die Kurve des

Arbeitsangebotes wird auf diese Weise nach unten gedrückt und flacher gemacht – nunmehr reichen schon Löhne aus, die nur wenig über der Grund- oder Mindestsicherung (»Hartz IV«) liegen, um die Arbeitnehmer zur Annahme von (Niedriglohn-)Jobs zu veranlassen bzw. zu nötigen.

Wie sehr eine ökonomische Theorie und die daraus abgeleiteten »Therapien« die Lebensbedingungen von Millionen Menschen verschlechtern kön-

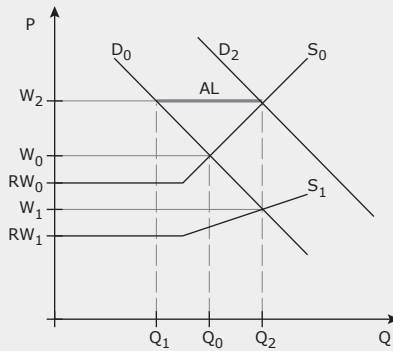


Abbildung 2.1 d): Arbeitsmarkt

Nach der Logik des (Arbeits-)Marktdiagramms *muss* die Ursache der Discrepanz zwischen nachgefragter (Q_1) und angebotener (Q_2) Arbeitsmenge (= Arbeitslosigkeit) im überhöhten Lohnniveau W_2 (»wage«) liegen; nur wenn dieses gedrückt wird (auf W_0), kann die Arbeitslosigkeit überwunden werden.

Liegt die Beschäftigung im Gleichgewicht Q_0 unter dem (Voll-)Beschäftigungsniveau Q_2 , so muss die Politik die Angebotskurve nach unten verschieben und flacher machen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Kurve des Arbeitsangebotes einen horizontalen Bereich aufweist. Er markiert jenes Lohnniveau RW (»reservation wage«), unter dem man nicht bereit ist zu arbeiten, weil Ersatzleistungen zur Verfügung stehen (primär das Arbeitslosengeld).⁷

Um die Beschäftigung zu steigern, muss man daher das Arbeitslosengeld senken (von RW_0 auf RW_1) und die Angebotskurve flacher machen durch Lockerung des Arbeitnehmerschutzes und durch Schaffung prekärer Arbeitsverhältnisse (Ausbau eines Niedriglohnssektors). Dann verschiebt sich die Angebotskurve von S_0 nach S_1 und schneidet die Nachfragekurve beim erwünschten Beschäftigungsniveau Q_2 (Abbildung 2.1, Diagramm d). Gleichzeitig sinkt das Niveau des Arbeitslosengeldes auf RW_1 und jenes der Löhne auf W_1 .

nen, zeigte sich nach der Finanzkrise in Südeuropa: Noch nie in der Nachkriegszeit wurden »Strukturreformen« so radikal umgesetzt, und noch nie sind Arbeitslosigkeit und Staatsverschuldung so dramatisch *gestiegen* (siehe Kapitel 11 und 12).

Seit den 1970er-Jahren hat die »Ent-Fesselung« der Finanzmärkte das Gewinnstreben der Unternehmen von Real- zu Finanzinvestitionen verlagert (siehe Kapitel 10). Dadurch nahm die Zahl der »normalen« Arbeitsplätze langsamer zu als jene der Arbeitskräfte, also stieg die Arbeitslosigkeit (sie stellt ein Defizit an Arbeitsplätzen dar). Zusätzlich wurden immer mehr atypische Jobs geschaffen.⁸ Folglich stiegen die Sozialausgaben, und die Staatseinnahmen gingen zurück.

Unter den »realkapitalistischen« Anreizbedingungen der 1950er- und 1960er-Jahre konzentrierte sich das Profitstreben auf Realinvestitionen und damit indirekt auf die Schaffung von Arbeitsplätzen. Bei stabilem Wirtschaftswachstum und überdurchschnittlich *steigenden* Reallöhnen herrschte Vollbeschäftigung.⁹ Wollte man diese Entwicklung mit dem Marktdiagramm beschreiben (obwohl es, wie gesagt, prinzipiell ungeeignet ist, die gesamtwirtschaftliche Beschäftigungslage abzubilden), so wäre die für die Prosperitätsphase typische Entwicklung – *steigende* Lohnquote (Reallöhne wuchsen rascher als die Arbeitsproduktivität) bei gleichzeitig *steigender* Beschäftigung – als Erhöhung der unternehmerischen Nachfrage nach Arbeitskräften zu beschreiben: Die Nachfragekurve verschiebt sich nach rechts oben, also steigen die Löhne, und die Zahl der Arbeitsplätze nimmt zu. Die herrschende (neoklassische) Beschäftigungstheorie schließt dies jedoch durch die Annahme aus, dass die Lage dieser Kurve durch die Gleichgewichte auf den Gütermärkten bestimmt wird, also weder durch eine expansive Wirtschaftspolitik noch durch realkapitalistische Anreizbedingungen beeinflusst werden kann (und soll).

Finanzmärkte: Effizient oder manisch-depressiv?

Mit dem Marktdiagramm als Wahrnehmungsraster konnte man auch den systemischen Charakter der Finanzkrise 2008 nicht wahrnehmen: Zum ersten Mal seit 1929 sanken Aktienkurse, Rohstoff- und Immobilienpreise gleichzeitig, nachdem zuvor drei Bullenmärkte ein »Absturzpotenzial« aufgebaut hatten (Abbildung 2.5).

Für Trader und Finanzinvestoren stellen »*bullishness*« und »*bearishness*« zwei Marktstimmungen dar, welche ihr Transaktionsverhalten mitbestimmen: Im Bullenmarkt beflügelt der Optimismus den Kursanstieg, der wiederum den Optimismus stärkt. Eine analoge negative Rückkoppelung prägt einen Bärenmarkt.

Gleichgewichtsökonomenschirmen ihre sogenannte Markteffizienzhypothese (»*efficient market hypothesis*« – EMH) gegen die empirische Evidenz durch folgende Annahmen ab: Alle Marktteilnehmer sind mit perfekter Information ausgestattet und bilden ihre (»rationalen«) Erwartungen nach dem »wahren« Modell, jenem der Gleichgewichtsökonomenschelbst. Kommt es zu einem »Schock«, etwa einer Missernte bei Weizen, so treiben rationale Spekulanten den Weizenpreis zu seinem neuen (höheren) Fundamentalwert. Destabilisierende Spekulation – sie treibt den Preis von seinem Gleichgewichtswert weg – kann es unter diesen Annahmen nicht geben. Da »Schocks« zufällig auftreten, folgen die Preise einem Zufallsprozess. Spekulationstechniken von »Systemspielern« können daher nicht funktionieren.

Alle Akteure, etwa jene am Markt für Weizen derivative, kennen laut EMH die »Fundamentalfaktoren«, in unserem Beispiel die Angebots- und Nachfragekurve am Weltmarkt für (echten) Weizen. Sie wissen, wie eine Missernte die Angebotskurve verschiebt und wo sich diese mit der Nachfragekurve kreuzt, wo also der neue (höhere) Gleichgewichtspreis liegen wird. Somit müsste der auf dem Markt realisierte Preis theoretisch sofort mit Bekanntwerden der Missernte auf das neue Niveau springen. Da sich die Preise in der Praxis kontinuierlicher entwickeln, modifizieren die Theoretiker ihr Modell durch folgende Annahme: Zwar kennen alle rationalen Spekulanten den neuen Gleichgewichtspreis, doch wissen sie nicht, dass auch die anderen diesen kennen. Also braucht es Transaktionen, die den Preis zu seinem neuen Gleichgewicht hinführen. Dieser Preisfindungsprozess (»*price discovery process*«) ist abgeschlossen, sobald das neue Preisniveau erreicht ist. Unter diesen Annahmen entspricht der Preis am Finanzmarkt (von kurzen Anpassungsphasen nach Schocks abgesehen) immer dem Fundamentalwert (siehe Abbildung 2.2).¹⁰

Ich habe viele Jahre über Finanzspekulation geforscht und daraus eine Alternativhypothese, die »Bullen-Bären-Hypothese« (BBH), entwickelt (siehe Kapitel 9): Die einzelnen Akteure haben unterschiedliche Informationen und verwenden unterschiedliche Modelle für ihre Transaktionen. Diese werden

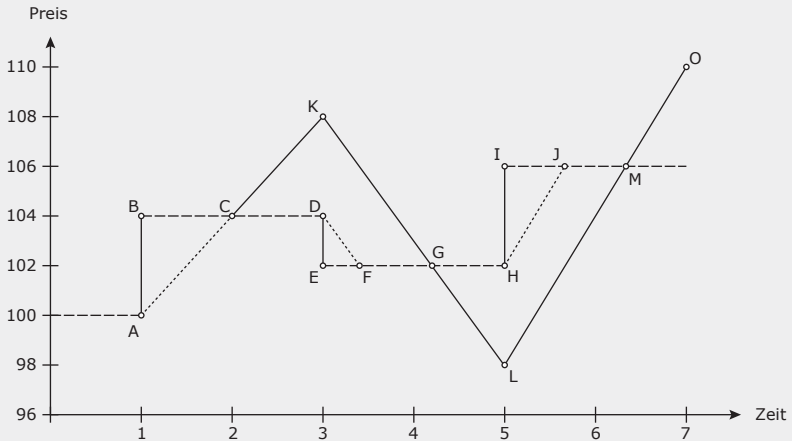


Abbildung 2.2: Preisentwicklung auf Vermögenmärkten

Die Grafik verdeutlicht den Unterschied zwischen beiden Hypothesen: Die »Markteffizienzhypothese« nimmt an, dass der Marktpreis in der Regel seinem Fundamentalwert entspricht. Nehmen wir an, zum Zeitpunkt $t = 0$ entspricht der Fundamental- bzw. Gleichgewichtspreis auf dem Weltmarkt für Weizen einem Wert von 100 und der neue Preis nach Bekanntwerden einer bevorstehenden Missernte einem Wert von 104. Zum Zeitpunkt $t = 1$ wird die Missernte bekannt – in der idealen Welt würde der Preis sofort auf das Niveau von 104 springen (Punkt B). Tatsächlich braucht es einige Transaktionen und – im Beispiel – eine Periode, bis der Preis um vier Einheiten gestiegen und das neue Gleichgewichtsniveau in Punkt C erreicht ist. Das Gleiche geschieht im Zeitpunkt $t = 3$, an dem eine weitere Nachricht über die »*market fundamentals*« bekannt wird (ein neuer Hybridweizen wurde entwickelt und ist einsatzbereit). Das neue Fundamentalgleichgewicht beträgt nunmehr 102, und das Trading senkt den Preis in einer halben Periode um zwei Einheiten auf dieses Niveau (Punkt F). In $t = 5$ beginnt der Preis aufgrund einer neuen »Fundamentalinformation« wieder zu steigen und erreicht das neue Gleichgewichtsniveau von 106 in Punkt J.

Die »Bullen-Bären-Hypothese« nimmt hingegen an, dass »Überschießen« (*overshooting*) der Kurse zum Wesen der Preisdynamik auf Finanzmärkten gehört: In Abbildung 2.2 folgt der Kurs dem Pfad A-K-L-O.

nicht nur von rationalen Erwägungen bestimmt, sondern auch von emotionalen Faktoren (Gier, Neid, Ehrgeiz, Selbstüberschätzung etc.), die durch soziale Interaktion häufig zu Herdenverhalten »gebündelt« werden (Euphorie, Panik, Depression).¹¹

Wenn neue Informationen über die Bildschirme flimmern (etwa über eine Missernte, ein neues Patent oder ein unerwartet hohes Budgetdefizit etc.), so haben Trader oft kaum eine Sekunde Zeit, jene Preisbewegung zu nutzen, welche die »news« auslösen wird. Sie bilden daher nur *Richtungserwartungen* – wird der Preis eher steigen oder sinken?

Die durch »news« ausgelöste Preisbewegung kommt nicht beim neuen Gleichgewichtsniveau zum Halten – schon weil es keinen Konsens darüber gibt, wo dieses Niveau genau liegt –, sondern »schießt« regelmäßig darüber hinaus (Abbildung 2.2). Allerdings verliert jeder Preisschub an Dynamik, je länger er dauert – es springen ja immer weniger Trader auf den »Mini-Trend« auf (oft dauert er nur Sekunden).

Schon vor mehr als zweihundert Jahren haben »Systemspieler« damit begonnen, Kursschübe (»*price runs*«), also das »*trending*« spekulativer Preise, mit »*trading systems*« auszunutzen. Sie werden unter dem Oberbegriff »technische Analyse« zusammengefasst. Diese Art der »Finanzalchemie« hat mit der Computertechnologie und dem Internet enorm an Bedeutung gewonnen (heute spricht man von »*algo trading*« als Abkürzung für *algorithmic trading*).

Gemeinsam ist diesen Spekulationssystemen, dass sie von Trends zu profitieren versuchen (»*the trend is your friend*«) – sei es, dass sie in der Frühphase eines Preisschubs auf diesen »aufspringen« (»*trend-followers*«) oder in seiner Spätphase auf einen Gegentrend setzen (»*contrarians*«). In erster Linie diese Systemspieler sind es, die dafür sorgen, dass der Kurs über den theoretisch angenommenen Gleichgewichtswert hinausschießt.¹² Sie verstärken Trends in ihrer Frühphase und tragen in ihrer Spätphase dazu bei, dass sie in einen Gegentrend kippen (siehe Kapitel 9).

Das Überschießen charakterisiert nicht nur die kurzfristige Dynamik spekulativer Preise, sondern auch ihre langfristigen Zyklen. Trader reagieren nämlich auf »news«, die der Marktstimmung entsprechen, stärker als auf solche, welche ihr widersprechen. Während einer optimistischen Marktstimmung dauern Kursschübe nach oben etwas länger als Gegenbewegungen und

akkumulieren sich so zu einem mehrjährigen Bullenmarkt. Analog entwickelt sich ein Bärenmarkt bei einer pessimistischen Marktstimmung.

Dieser Prozess ist natürlich nicht losgelöst von der Entwicklung der Fundamentalwerte (*»market fundamentals«*) – schließlich werden Kursschübe (*»price runs«*) zumeist von ökonomischen *»news«* ausgelöst. Doch werden Auf- und Abwertungsprozesse durch Spekulation verlängert und verstärkt. Mit der Über- bzw. Unterbewertung des jeweiligen Vermögenstitels werden die Gegenkräfte stärker, die zu einem langfristigen Gegentrend führen. Daher schwanken die für unternehmerische Aktivitäten in der Realwirtschaft wichtigsten Preise – Wechselkurse, Rohstoffpreise und Aktienkurse – in langen, irregulären Zyklen um ihr Fundamentalgleichgewicht, ohne gegen dieses *»Gravitationszentrum«* zu konvergieren.

Die Abbildung 2.3 veranschaulicht diese Dynamik am Beispiel von Aktienkursen, des Ölpreises und des Wechselkurses Dollar je Euro: Es ist unmöglich, dass sich der *»wahre«* Wert der dreißig wichtigsten Aktiengesellschaften Deutschlands zwischen 1996 und 2000 sowie zwischen 2003 und 2007 verdreifacht hat – genau deshalb folgte dem Bullenmarkt jeweils ein Bärenmarkt. Trotz unterschiedlicher Wirtschaftsentwicklung schwankten die Kurse in Deutschland und den USA parallel.

Noch extremer entwickelte sich der Ölpreis, er stieg zwischen Januar 2007 und Juli 2008 von 50 auf fast 150 Dollar je Barrel und stürzte im Zuge der Finanzkrise auf unter 40 Dollar. Der Euro-Kurs wiederum hat sich gegenüber dem US-Dollar zwischen 2002 und 2008 nahezu verdoppelt. Laut der Gleichgewichtstheorie sollten längerfristige Wechselkursänderungen die Inflationsdifferenziale zwischen den beiden Währungsräumen widerspiegeln. Diese waren aber zwischen dem Euroraum und den USA gering.

Die Dynamik der Nahrungsmittelpreise – sie werden wie alle Rohstoffpreise auf Derivatmärkten gebildet (siehe Kapitel 9) – zeigt eine ähnliche Abfolge von Bullen- und Bärenmärkten wie die Aktienkurse oder der Ölpreis (Abbildung 2.4). Dies macht deutlich, dass nicht die Fundamentalfaktoren, sondern Spekulation ihr treibender Faktor war. Denn warum sollten sich Angebot und Nachfrage für so unterschiedliche Produkte wie Reis, Mais, Erdöl und Weizen in ähnlicher Weise verschieben?

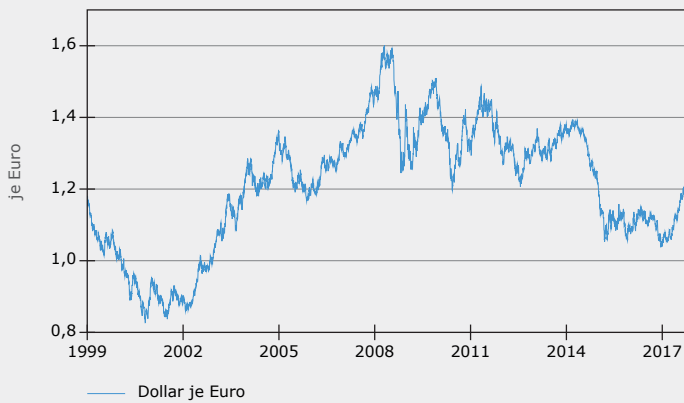
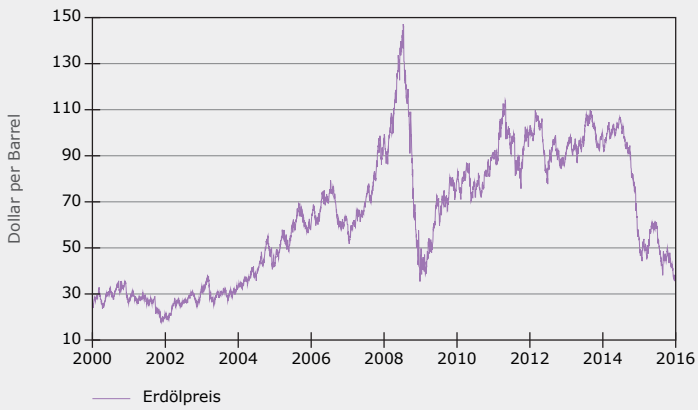
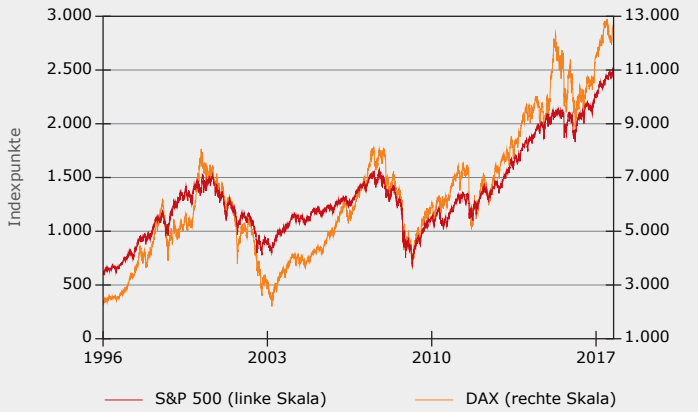


Abbildung 2.3: Dynamik spekulativer Preise

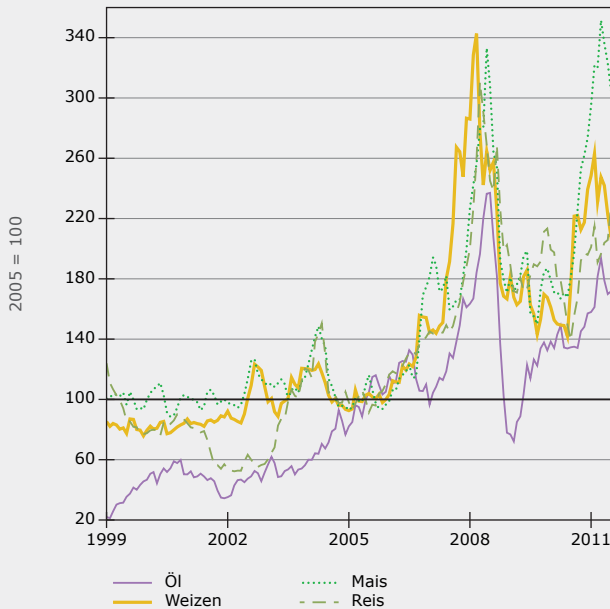


Abbildung 2.4: Dynamik der Rohstoffpreise

So unterschiedliche Rohstoffe wie Erdöl, Weizen, Mais oder Reis schwanken in einer Abfolge von übermäßigen Anstiegen («Bullenmärkte» wie 2007/2008) und übermäßigen Rückgängen («Bärenmärkte» wie 2008/2009). Dies gilt auch für Aktien- und Wechselkurse (Abbildung 2.3).

Die Ursachen der Finanzkrise: Betriebsunfall oder Systemversagen?

Für Mainstream-Ökonomen war die Finanzkrise 2008 ein Schock. Jahrelang hatten sie versichert, die Wirtschaft sei durch Marktliberalisierung stabiler geworden. Die Finanzkrisen in Ostasien, Russland und Lateinamerika zwischen 1997 und 2000, der Zusammenbruch des weltweit größten Hedgefonds («Long-Term Capital Management») 1998 und das Platzen der Internet-Bubble 2000 waren »Warnsignale« – mit »neoliberaler Brille« aber nicht zu erkennen.

Also hielt man sich an die Abläufe an der Oberfläche. US-Banken hatten in gewaltigem Umfang Hypothekarkredite an nahezu mittellose Haushalte vergeben, zu verlockenden Konditionen. Die Banken bündelten diese Kredite

zu Wertpapieren und verkauften sie weltweit. Als die Zinsen zu steigen und die Immobilienpreise zu fallen begannen, wurden Millionen Hausbesitzer zahlungsunfähig und die Wertpapiere wertlos.

Diese »Standardeklärung« der Krise stellt keine Analyse, sondern eine Symptomdiagnose dar. Dieser entsprach die Symptomkur: faule Kredite »entsorgen«, Liquidität bereitstellen, den Banken Eigenkapital zuführen und an diese appellieren, einander wieder zu vertrauen. Den Kontrapunkt dazu bildet (m)eine systemische Alternativsicht: Die große Krise ist das Ergebnis der finanzkapitalistischen »Spielanordnung«, in der Bullen- und Bärenmärkte ganz normal sind.¹³ Fatal war allerdings deren *synchrone* Entwicklung: Nachdem die Immobilienpreise in den USA bereits seit 1996 immer stärker gestiegen waren, begannen Ende 2001 auch die Rohstoffpreise und Ende 2002 die Aktienkurse (wieder) zu boomen. Dies baute das »Absturzpotezial« für drei Bärenmärkte auf. Ende 2006 begannen die Immobilienpreise zu sinken, 2007 die Aktienkurse und 2008 die Rohstoffpreise (Abbildung 2.5).¹⁴

In den folgenden Monaten brachen Industrieproduktion und Welthandel teilweise stärker ein als nach dem Börsenkrach 1929: Die Haushalte, Unternehmen, Banken und Länder reagierten auf die dreifache Vermögensentwertung mit einer massiven Einschränkung der leicht verschiebbaren Ausgaben: Die Nachfrage nach dauerhaften Konsumgütern, insbesondere nach Pkw, ging ebenso zurück wie die Nachfrage nach Maschinen und sonstigen Investitionsgütern. Davon war der »Exportweltmeister« Deutschland am stärksten betroffen.

Mit der Rettung von Banken und mit Konjunkturpaketen bekämpfte die Politik die Folgen der Krise (anders als nach dem Börsenkrach von 1929), nicht aber ihre systemischen Ursachen, die finanzkapitalistische »Spielanordnung« und ihre wissenschaftliche Legitimation.

Die Griechen sind schuld

Im März 2009 war der Absturz der Aktienkurse zum Halten gekommen, und ein neuerlicher Boom begann (Abbildungen 2.3 und 2.5). Dies erleichterte es den Eliten, den Schrecken des Wirtschaftseinbruches zu verdrängen.¹⁵

Doch ein Schuldgefühl lastete auf ihnen: Ihre Deregulierungen hatten das Treiben auf den Finanzmärkten begünstigt, das Millionen Menschen den Job

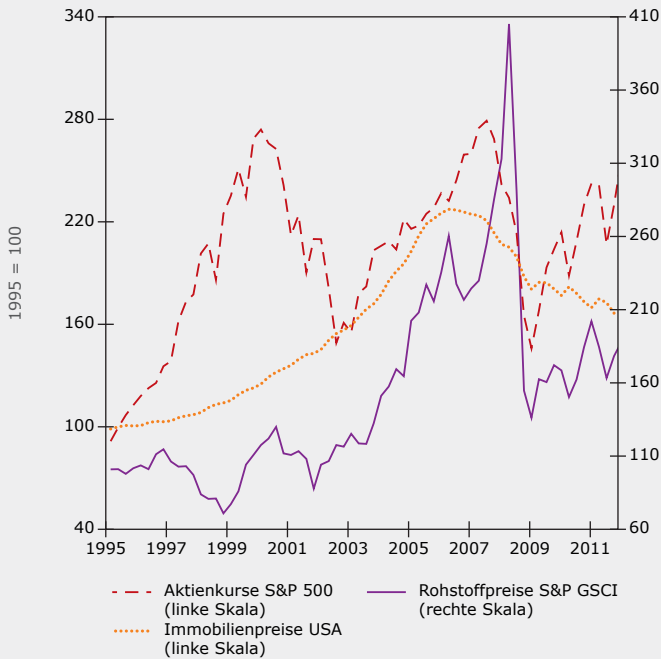


Abbildung 2.5: Verfall von Immobilienpreisen, Aktienkursen sowie Rohstoffpreisen und die große Krise

Zwischen 2002 und 2007 boomten Rohstoffpreise, Aktienkurse und Immobilienpreise gleichzeitig und bauten ein enormes »Absturzpotential« auf. Dieses wurde 2007/2008 »aktiviert«. Die gleichzeitige Entwertung von Rohstoff-, Aktien- und Immobilienvermögen (erstmalig seit 1929) stellt die systemische Hauptursache der Finanz- und Wirtschaftskrise dar.

und die Staaten Billionen »Rettungsgelder« kostete. Die von den Eliten vor und nach der Krise geförderten »gierigen Banker« waren keine geeigneten Objekte für ihre Schuldabfuhr. Dazu brauchte es einen Schuldigen, der ins neoliberale Weltbild passte: Nicht Marktprozesse, sondern die Politiker müssen versagt haben, nicht der Markt, sondern der Staat muss in desaströser Verfassung sein, nicht Sparen, sondern das »Über-seine-Verhältnisse-Leben« muss in die Krise geführt haben. Im Oktober 2009 war der passende Schuldige gefunden.

Zu diesem Zeitpunkt musste der neu gewählte Ministerpräsident Griechenlands, Giorgos Papandreou, zugeben: Die Vorgängerregierung hatte (sehr)

falsche Budgetzahlen nach Brüssel gemeldet, statt 6 Prozent des BIP sei das Defizit mehr als doppelt so hoch. Er bat um Finanzhilfen von der EU, anders lasse sich ein Staatsbankrott nicht vermeiden.

Die Erregung in den übrigen EU-Ländern stand in keinem Verhältnis zur Höhe der benötigten Mittel. Auf *rationaler* Ebene konnte man das kleine Land nicht für die große Krise verantwortlich machen. Auf *emotionaler* Ebene reagierten die Eliten auf das Defizitgeständnis so, als wäre Griechenland an der Krise schuld, am meisten in Deutschland: Noch nie seit 1945 war in den Massenmedien eine Kampagne gegen ein ganzes Volk geführt worden. »Die Pleite-Griechen« oder »die Schummel-Griechen« wurden gängige Ausdrucksformen. Selbst Angela Merkel konnte sich dieser Stimmung nicht entziehen und bediente das Vorurteil von den faulen Südeuropäern. Statt die *BILD*-Zeitung hätte sie die Statistik konsultierten sollen (Abbildung 11.7).

Die Emotionalisierung ließ in Vergessenheit geraten, dass es keine Kollektivschuld geben kann. Faktisch wurde aber das griechische Volk für seine Politiker kollektiv bestraft, indem etwa Menschen ihre soziale Krankenversicherung verloren. Nach den Wahlen in Griechenland vom Januar 2015 nahm die Emotionalität in der Auseinandersetzung dramatisch zu. Denn die Syriza-Regierung wollte nicht nur im eigenen Land die Austeritätspolitik aufgeben, sondern forderte dies für ganz Europa. Im Juli 2015 stellte der stellvertretende CDU-Vorsitzende Thomas Strobl fest: »Der Grieche hat jetzt lang genug genervt.«

Aus psychologischer Perspektive war die Erregung verständlich: Die Eliten selbst hatten durch Übernahme der neoliberalen Navigationskarte Europa immer tiefer in eine Krise geführt. Sie brauchten daher einen Schuldigen zur eigenen Entlastung und zur Ablenkung der Frustration der Krisenopfer im eigenen Land. »Die Griechen« waren dafür ideal, weil die Politik *tatsächlich* falsche Budgetzahlen geliefert hatte, weil der griechische Staat *tatsächlich* in einem desolaten Zustand ist, weil die Wirtschaftsstruktur *tatsächlich* zu konsumorientiert ist und weil Griechenland *tatsächlich* über seine Verhältnisse lebte, also permanent mehr importierte als es exportierte. Zudem ist Griechenland ein kleines Land – ein großes Land wie Spanien oder Italien wäre aus europapolitischen Gründen ungeeignet gewesen für die Rolle als schuldiger Schuldner.

Allerdings ist der katastrophale, sechs Jahre anhaltende Wirtschaftseinbruch in Griechenland *ausschließlich* Folge der austeritätspolitischen Spezial-

maßnahmen, die diesem Land und seinen Bewohnern auferlegt wurden. Auch in den übrigen Ländern Südeuropas wurde die Krise durch die Wirtschaftspolitik verlängert und vertieft (siehe Kapitel 11 und 12).

Sind Diagnosen und Therapien selbst Teil der Krankheit, ist das Denksystem »im Ganzen« falsch. Gleichzeitig scheint es in sich widerspruchsfrei und alternativlos. Im nächsten Kapitel untersuchen wir daher die Beharrungstendenz eines wissenschaftlichen Weltbildes als eine »Harmonie der Täuschungen« und den Lernwiderstand des »Denkkollektivs«. An seiner Überwindung führt kein Weg zum Wohlstand vorbei.